



DER SPIEGEL

für Kunst, Eleganz und Mode.

Vierzehnter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. — Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. u. postfrei 6 fl. 6. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Bestung, außerhalb des Wasserthores), in G. Willers u. Wagners Kunsthandl. in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

90.

Mittwoch, 10. Nov.

1841.

Die große Dame.

„Ich glaube nicht, daß solch' ein Weib es gibt!“

So läßt Shakspeare im „Othello“ die Desdemona in rührender Naivetät antworten, als Emilia ihr von ungetreuen Gattinen erzählt. Aber es gibt Weiber, welche nicht allein ihren Gatten, sondern ihrem ganzen Geschlechte, welche der Menschheit ungetreu werden; es gibt Weiber, welche dem Schein alles Sein in der weiten Schöpfung opfern können, welche der Lüge tiefer verfallen, als der Vater der Lüge selbst, von dem wenigstens nie gesagt wird, daß er gegen Seinegleichen gerast habe. Wenn das Weib die Schranken des Gedenkbarren überschreitet, so wird sie zur Hyäne. In allen Ländern hat die menschliche Gesellschaft schon solche Gifschwämme erzeugt; doch in der schwülen Luft großer Städte gedeihen solche dämonische Weibernaturen am üppigsten. Ein solches Ungeheuer war die Marquise Margarethe de Brinvilliers, von welcher Madame de Sevigné schreibt: „Sie sitzt im Gefängnisse und vertheidigt sich ziemlich gut; gestern wollte sie Piquet spielen; weil sie sich langweilte. Ihr Bekentniß ist gefunden worden: sie gesteht ein, daß sie Vater, Brüder, eins von ihren Kindern, ja sich selbst vergiftet habe: Letzteres jedoch nur, um ein Gegengift zu probiren! Medea war ein Kind gegen sie.“ Die Brinvilliers wurde im Juli 1676 verurtheilt und hingerichtet: der Kopf war ihr abgeschlagen, der Leib verbrannt,

die Asche in alle Winde verstreut. Das war eine schauerhafte Zeit! Ja wohl eine sittenlose Zeit, und doch war das moderne Paris frivol genug, dieses Schicksal zum Gegenstande einer komischen Oper zu machen und diese mit Beifall aufzunehmen. Scribes „Marquise de Brinvilliers“ erschien 1831 auf der Bühne! Und es lebte ein Weib, das mehr that, als diese Brinvilliers und also viel schauerhafter war, als Medea; und dieses Ungeheuer lebte vor nicht langer Zeit in den elegantesten Kreisen der französischen Hauptstadt. Zwar schrieb sie weder ein Bekenntniß, noch Memoiren; aber von glaubwürdigen Personen wird die Geschichte dieses Weibes erzählt, eine Geschichte, die gleich entsetzlich durch die einzelnen Verbrechen, wie wertwürdig durch die Art ist, wie dieselben an den Tag kamen. Im *Courrier français* wird dieses Schaudergewebe unenschlicher Verurtheilung von Gb. M. erzählt und die Redaktion bemerkt dazu ausdrücklich: »Wir verbürgen die Wahrheit dieser Erzählung, welche nicht mit manchen nur zur Spannung der Leser erfundenen Mißgebirten krankhafter Phantasie verwechselt werden darf.« —

Madame S** war eigentlich weder schön, noch liebenswürdig, aber sie war pikant. Sie hatte blaue Augen, schwarzes Haar, blaffen Teint und in Wienenspiel, Gang, Haltung und Bewegung jenes Etwas, welches an Frauen interessant genannt zu werden pflegt. Ihr Anzug war sehr gewählt und äußerst geschmackvoll. Obgleich sie dem Herkommen nach den untern Ständen angehörte und Tochter eines Kammerdieners bei einem Unterpräfekt war, der sich später zur Würde eines Vortiers der Unterpräfektur aufschwang, so lag doch in ihren Manieren, so wie ihrem ganzen Auftreten und Benehmen etwas Vornehmes. In Gesellschaften wie in näherem Umgange rebete sie wenig und langsam; im Ton ihrer Worte lag etwas Trübes und fast Melancholisches; und sprach sie auch ein Wenig durch die Nase, so hatte ihr Ausdruck doch jenen Zauber, der sich mehr fühlen als beschreiben läßt. In den von langen Wimpfern beschatteten Augen, die sie selten aufschlug, lag jener unwiderstehliche dämonische Zauber, der sicherer als alle Künste der Kletterie wirkt. Wer einmal in die Netze dieser Circe gerieth, der war wie besessen, obschon sie nie fesseln zu wollen schien; sie erregte der Liebe Lust und Leid, und that doch stets, als mache sie ihre Eroberungen wider Wissen und Willen. — Als Gattin eines Advokaten, der noch dazu einen höchst lächerlichen Namen hatte, und Mutter zweier Söhne verließ sie im Jahre 1832 die kleine Provinzialstadt, in der sie sich bis dahin aufhielt, und kam nach Paris, um sich wegen eines ihrer Kinder ärztlichen Rath zu holen. In einer Heilanstalt auf dem Boulevard Mont-Barnasse ließ sie sich wohlthätig nieder, lernte hier einen Fremden, einen kleinen, schwärzlichen Brasilianer mit einer Mephistopheles-Physiognomie kennen und war auf der Stelle kerblid in ihn verliebt. Der Brasilianer machte eine Geschäftsreise nach Italien, und Mad. S** kehrte während der Zeit zu ihrem Gatten zurück. Aber einige Wochen darauf segnete ihr Gatte das Zeitliche; in kurzer Zeit starben bald nach einander auch ihre Eltern beide, und schon damals verbreiteten sich über die junge Wittve Gerüchte, welche sich später durch einen Trauerfall nach dem andern vermehrten und vermehrten. Aber dumpfe Gerüchte bleiben Gerüchte und wo kein Kläger, da ist auch kein Richter.

Als Madame S** mit dem Brasilianer wieder in Paris zusammen traf und das Wort: Heirath ausgesprochen wurde, erklärte der Brasilianer rund

heraus,
Krevelw
eine ande
puciner:
gab ihre
theilung
ihn selbst
Dren g
dung. L
Tod. D
Kinder s
Bewahr
Defnung
desmal
mit rüh
über ihr
verfolgt
was ihr
Leute üb
jezt war
ihm das
Wittwe
bern, o

lich, wen
musste si
hatte vi
rathet u
Anglück
ich Witt
oft verg
solte ni
kannt;
an schlo
und Bef
Freundin
gens un
bleiben.
dessen T
und Ra
Frau wo
der Nat
gemeins
dies Ph
ber! —
barkeiten
lichen r

heraus, er werde nie eine Wittwe mit Kindern zur Frau nehmen — ein Freiwort, das leider nur zu gut verstanden wurde! Madame S** nahm eine andere Wohnung und zog vom Boulevard Mont-Vernasse auf den der Caspuciner: hier bezog sie im Eckhause der Straße Louis-le-Grand ein Logis und gab ihre Kinder in der nämlichen Straße in Pension. Kurz vor der Preisvertheilung nahm die Mutter den ältesten Sohn eines Unwohlseins wegen, um ihn selbst zu pflegen, aus der Anstalt: ihm wurden einige Blutigel hinter die Ohren gesetzt, und er starb plötzlich mit den Symptomen einer Gehirnentzündung. Bei dem zweiten dasselbe Unwohlsein, dieselbe Krankheit, derselbe rasche Tod. Die Leidenschaft eines solchen Weibes kennt nicht Rache noch Rast: beide Kinder starben so langsam, oder richtiger so schnell hintereinander, wie es die Bewahrung des Scheins irgend zuließ. Und jedesmal drang die Mutter auf Defnung der Kinder, um sich zu überzeugen, was ihnen gescheit habe! Und jedesmal war sie außer sich; und jedesmal schmückte sie das Grakmal des Kindes mit rührender Mutterliebe; und jedesmal hing sie des kleinen Engels Portrait über ihrem Bette auf. »Großer Gott,« hieß es dann, »welch ein Unglücksstern verfolgt die arme Frau! Ihre ganze Familie, Eltern, Gatte, Kinder, Alles, was ihr theuer ist, wird ihr entzissen. Welch ein Schicksal!« So die guten Leute über ihr Unglück. Madame S** erlebte aber noch ein anderes Unglück: jetzt war sie ledig und frei, doch der Brasilianer heirathete sie nicht; vielleicht kam ihm das Freiwort, das ihm entfuhr, wieder in den Sinn, vielleicht war die Wittwe ohne Kinder jetzt noch weniger, als früher die Wittwe mit Kindern, nach seinem Sinn.

Schlimm, sehr schlimm, wenn der Mensch nichts vergessen kann; gefährlich, wenn der böse Mensch ein so zähes Gedächtnis hat! Vor Madame S** mußte sich jeder in Acht nehmen; denn kein Wort ging für sie verloren. Sie hatte viele Anbeter und unter diesen einen Herrn R*, der reich und unverheirathet war. »Sib dem Teufel nur ein Haar und er hat dich ganz und gar!« Unglücksfälliger Weise machte der reiche Anbeter ihr einst das Kompliment: »Wenn ich Wittwer wäre, so heirathete ich Sie Madame!« — Wittwer, Wittwer! Wie oft vergift sich der Mensch, wie leicht macht er einen solchen Scherz! Man sollte nie so sberzen. Durch Zufall wurde Madame S** mit Madame R* bekannt; Beide trafen sich bei einem Feste Morgens in Sivoli und von Stunde an schlossen sie Freundschaft, intime Freundschaft; es war ein ewiges Plaudern und Besuchen, an Aufmerksamkeiten und Geschenken fehlte es nicht; die eine Freundin suchte immer die andere zu überbieten. Madame R* stand eines Morgens unwohl auf; Madame S** kam und ließ es sich nicht nehmen, bei ihr zu bleiben. Bis der Arzt kam, nahm sie ein Glas Zuckerswasser und dann ein Sondon, dessen Trefflichkeit für den Magen die Freundin rühmte. Keine Viertelstunde und Madame R* war todt! Der Arzt kam, der Chemann stürzte herein — die Frau war und blieb todt. Wie die beiden Kinder, so hatte auch die Freundin der Madame S** schwarze Flecke unter den Nägeln: eine Bemerkung, die ein gemeinsamer Freund beider Freundinnen, ein Spanier, machte, welcher späterhin dies Phänomen noch einmal zu beobachten Gelegenheit fand. Doch davon nachher! — Während des täglichen Umganges beider Frauen kamen mehrere Kostbarkeiten, darunter zwei Diamantringe, abhanden; nach dem Tode der Unglücklichen wurden zehntausend Franken Gold, die in der Ecke einer Schublade lagen,

vermisst. Die Hausmagd ward fortgejagt; bewiesen werden konnte nichts. Im ersten Schmerze um den jähen Verlust der geliebten Todten zog Herr N* mit seiner jüngern Schwester auf einige Tage zu Madame T** *. Diese hegte, pflegte, tröstete den Gatten der verstorbenen Freundin mit einer Feinheit, Schonung, Liebe, die musterhaft waren. — »Wenn ich Wittwer wäre!« Er war jetzt Wittwer; doch der Wittwer dachte, träumte und sprach nur von seiner guten, unerseztlichen seligen Frau: ihr Tod schien seine Liebe neu belebt zu haben. Er war, er blieb Wittwer. — Madame T** hatte Unglück mit ihren Bewerbern: wenn die Heirath gewiß und wahr zu sein schien, ward nichts daraus. Wir haben den ersten und zweiten Fall erzählt; aus zehn andern nur noch diesen. (Fortsetzung folgt.)

Die Karriere eines Deportirten.

Die nach Botany-Bay Deportirten leben in dieser »jebischen Hölle« nicht Alle ein mühseliges Dasein, vielmehr ist es den Meisten gewährt, ihr ehemaliges Diebthun da fortzusetzen oder mit der Zeit von ihrem Strafpensum befreit — »manzipirt« — zu einer ganz behaglichen Existenz, ja selbst zu Reichthum zu gelangen, was auf Botany-Bay Keinem schwer wird, der über die Mittel zum Zweck gleichgiltig ist. Die meisten der dort Antommenden bringen aus England die Leidenschaft des Branntweintrinkens mit und steigern ihre Trunksucht, als einzige Erholung bei der im Anfange ihrer Deportation sie treffenden Zwangsarbeit, zu einem fürchterlichen Grade. Im Verhältniß zu England wird auf Botany-Bay dreimal mehr Branntwein verbraucht, und hauptsächlich ist es der Ausschank dieses Giftes, worauf die »Manzipirten« spekuliren. Unter diesen befindet sich gegenwärtig ein Mann von 40,000 Pf. Sterling Vermögen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts wegen eines Eier-Diebstahls in Yorkshire, auf einer Meierei verübt, nach der Straf-Kolonie deportirt wurde. Die Karriere dieses Mannes ist höchst merkwürdig. Man vertheilt dort unter die Sträflinge von Zeit zu Zeit gewisse Portionen Rum. Von dieser Gelegenheit profitirte unser Mann, indem er sich des Branntweintrinkens enthielt und seine Portion den Kameraden verkaufte. Auf diese Weise hatte er zur Zeit seiner Freilassung eine ganz ansehnliche Summe erspart. Das Erste, was er damit machte, war, daß er sich einen Sig und ein Pferd — als dasjenige, wonach die Gentlemen dort zu Lande besonders gelüftet — anschaffte. Und dieser Maßregel verdankt er auch wirklich seinen jetzigen Reichthum. — Auf der Landstraße traf er eines Tages eine reiche Frau, deren Wagen gebrochen war, und die sein Anerbieten, sich von ihm in seinem Kabriolet nach Hause bringen zu lassen, als eine Galanterie bereitwillig annahm. Unterwegs lernte sich das Paar kennen, fand gegenseitig ähnliche Gesinnungen; man setzte die Bekanntschaft fort und heirathete sich endlich. Aber nicht zufrieden, durch diesen Glücksfall ein wohlhabender Mann geworden zu sein, sah er darin nur den Grund zu weitläufigen Plänen gewissenlosen Wuchers, dessen Beute hauptsächlich auf die Rohheit und das Laster seiner ehemaligen Strafgenossen berechnet sein sollte. — Zunächst legte unser Glückskritter eine Liqueur-Fabrik und einen Ausschank zu Sidney, der Hauptstadt der Kolonie, an. Die Stadt hatte damals noch keine regelmäßigen Märkte

und die Landbauer und Pächter aus der Klasse der Freigelassenen brachten ihre Produkte oft sehr schwer an den Mann. Dieses Umstandes und der wilden Stupidität dieser Klasse von Menschen bemächtigte sich der Spekulant sogleich zu seinem Vortheil, indem er stets der Käufer jeder Waare und Quantität war und diese den Produzenten theils in Gelde, theils in Branntwein bezahlte. Nicht allein der doppelte Gewinn, den er hierbei machte, nicht die fürchterliche Betrügerei, welche denen in seiner Taverne sich unter den Tisch Trinkenden bei ihrem Erwachen eine dreifach größere Rechnung, als ihre Bede betrug, vorlegte, machte ihn reich; sondern hauptsächlich die ganz eigenthümliche Taktik des Spekulanten, wie er die Masse von Trinkern heranzuziehen, ihnen Kredit zu geben und dann Schuldverschreibungen abzugewinnen mußte, und dies in so ausgebeutetem Maße trieb, daß er eine Menge seiner Schuldner nach und nach von Haus und Hof jagen und sich in Besitz ihrer Güter setzen konnte. Auf diese Weise ist Herr W. der reichste Mann auf der Insel geworden und besitzt — vor 40 Jahren ein Cierdieb — jetzt weite Ländereien und eine Million Franke. — Eine solche Karriere gehört keineswegs zu den Seltenheiten auf der Insel und daß dieses der Fall ist, spricht lauter als jedes Raisonnement für Verwerflichkeit der Deportationen.



Licentia poetica.

Sie ist auch gar zu lieblich,
Sie ist auch gar zu schön!
Wie könnt' ich kalt und marmorn
So weit an ihr vorübergeh'n.

Und grüßt' ich auch recht artig,
Und zög' ich auch den Hut;
Was hat der Hut zu schaffen
Mit meiner stillen Liebesglut!

Und weiß das Herz recht voll ist,
Des überquillt der Mund,
D'rum drück' ich schnell ein Küßchen
Ihr auf das süße Lippenrund.

»Mein Herr, was soll das heißen?
Wenn Jemand Sie jetzt sah?«

»Verzeihung, hottes Fräulein!
Licentia poetica.« —

Leopold Moltke.

Portfolio der Neuigkeiten und Ansichten.

Theater.

Hannover. Mad. Hammermeister trat als Romeo und Elvira im Don Juan hier auf. Die Stimme der Mad. H. ist reiner, sogar tiefer Alt und die tiefen Töne sind voll Kraft, Fülle und Klang, aber die fortgesetzten Uebungen in der Höhe haben, wie jung auch Mad. H. noch ist, schon nachtheilig auf die mittleren Töne gewirkt, die von ihrem Volumen eingebüßt haben und schon et-

was scharf und spiz klingen. Daß die Stimme ursprünglich voller und tonreicher gewesen sei, darf man behaupten, man hört es einzelnen, besonders tieferen Tönen an. Mad. H. wird, unter der Anleitung eines kunstfernen Satten, den rechten Weg noch zeitig genug einschlagen können und dann gewiß mit Erfolg in der Oper singen, denn sie trägt mit Geschmal und schon mit ziemlich gutem Ausdrud vor, sie hat augenscheinlich die besten Anlagen

zur theatralischen Darstellung, für die sie außerdem durch eine schöne, imponirende Gestalt begünstigt ist. Die Aufnahme der Mad. S. von Seiten des Publikums war im Romeo nicht unwohlwollend, weniger gefiel sie als Elvira, eine Rolle, die für ihre Stimmelage aber auch durchaus angeeignet ist; die erste Arie wird einer Sopranistin schwer. Sonst ist über die Aufführung beider Opern wenig zu sagen. Mad. Schödel war als Giuletta trefflich, obwohl das Weiche, Elegische, das Zartheit und weiblich Schüchternen ihrem Naturell nicht so gut zusagt, wie das Heroische, Leidenschaftliche und Starke. Mozarts Zerline gab Mad. Brüning im Ganzen untadelhaft, gleichwol schien sie dem Publikum nicht besonders zu behagen, was sie denn, wenn man hohe Ansprüche stellt, auch nicht kann. Aber darf man denn so hohe Ansprüche machen? Wir wünschten, das Publ. thäte es immer, das würde frommen. Im Don Juan war das Publ. auf dem besten Wege, es richtete streng nach allen Seiten hin. (Posaune.)

Mignon - Zeitung.

Etwas von Allem. Paganinis Sohn ist in Begleitung eines Rechtsgelehrten in Rom eingetroffen, um bei dem heiligen Stuhl eine Revision des Prozesses zu erlangen, nach welchem der Leiche seines Vaters bis jetzt eine Ruhestätte in geweihter Erde von der geistlichen Behörde im Sardinischen verweigert wurde. — Nina Laffave, die bekannte Freundin Fieschis, soll sich einer Zeitung zufolge in Amerika entteibt, einer andern zufolge verlobt haben. Was von beiden wäre schauderhafter? — In Detmold hat man nie so gut gefastet wie jetzt; bei jeder erdentlichen Gelegenheit ist gleich ein Festmahl da; die Gourmands der kleinen Residenz dar:

ren von der Grundsteinlegung des Hermann = Denkmals eine goldene Epoche: »Immer ist Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.« — Den jetzt versammelten württembergischen Ständen liegen u. A. auch Gesetzentwürfe über den Büchernachdruck und über Eisenbahnen vor. — Das gutmüthige Mädchen, welches der unglücklichen Königin Marie Antoinette im Gefängnisse der Conciergerie zur Bedienung beigegeben wurde, die damals 21jährige Rosalie Lamortiere, ist noch am Leben. Sie ist jetzt 68 Jahre alt, und lebt, von allen Mitteln entblößt, im Spital, nachdem eine von der Herzogin von Angouleme ihr bewilligte Pension seit 1830 eingezogen worden ist. — Der Pariser Nothschilde, der Geld-Baron, hat auf seinem Landgut eine Dampfmaschine, durch welche er die großen Treibhäuser heizt, bei trockener Witterung aber mit dem abfließenden, in Kanäle geleiteten Wasser einen Regenkuß über den ganzen Park verbreiten kann, so daß dort die Gewächse nicht allein den Kapital-Regen vom Himmel, sondern auch zuweilen einen Zins-Regen nebenbei empfangen, was ihnen sehr gut bekommen soll, wie ihrem Herrn und Gebieter der Goldregen, den er auch mit Dampf zu bewirken weiß. — Von den ersten 500 Jünglingen der Militärschule zu Fontainebleau starben 200 in der Schlacht, 5 wurden General-Lieutenants, 28 General-Majors und 57 Obersten und Oberst-Lieutenants. — »Hinter dem über eine Trommel gespannten Kalbsfelle«, sagt das Dampfboot, »steht nichts, und doch hat es einen weiten Schall; so hat manches Kalb einen weiten Ruf, auch ohne daß was dahinter steht.« — Gunglows neues Schauspiel: »die Schule der Reichen«, das unlängst im Wiener Hofburgtheater gegeben wurde, wird von Saphir im »Humoristen« auf eine eben so überzeugende als geistreiche Weise hart getadelt. Aber auch

das
sprich
das
te, a
ter, an
der
völke
15,90
von
Guer
zufar
titär
länd
aus
entz
Brit
Bev
reich
die i
Kön
Unt
mein
britt
Gou
Lond
1500
schre
Steg
nicht
erste
geno
denn
rinen
ßen
von
ten
allge
die
zu
F
ter v
me,
schlä
die
zept
die w

das Votum ausländischer Kunstrichter spricht dasselbe Urtheil über dieses Stück, das in Hamburg entschieden *fiasco* machte, aus. (Siehe den Hamburger Theaterartikel im „Schmetterling.“) — Nach der neuesten Zählung beträgt die Bevölkerung von England und Wales 15,901,981, von Schottland 2,624,586, von Irland 8,205,382 und den Inseln Guernsey, Jersey und Man 124,079, zusammen 26,856,028 Seelen, ohne Militär, die im Auslande reisenden Engländer und ohne Diejenigen, die sich aus besondern Gründen der Zählung entzogen. Alles in Allem dürfte sich jetzt Britannien in Europa allein durch seine Bevölkerung mit Oesterreich u. Frankreich fast messen können. Rechnet man die indischen Besitzungen hinzu, so hat Königin Victoria über 100 Millionen Unterthanen. Ein amerikanisches Blatt meint gar 179 Millionen u. nennt das brittische Reich: »das größte Weibervolk-Gouvernement, das je existirte!« — In London befinden sich gegenwärtig gegen 1500 Schriftsetzer brodlos. — Man schreibt aus Paris unterm 1. Nov.: »Der Sieg der Pelierine (Pilgerkragen) ist nicht mehr zweifelhaft. Ihre Wiederersterkung wurde mit solcher Gunst aufgenommen, daß sie sich in unserer Modewelt überall zeigt. Man hat Pelierinen von schwarzen Spitzen, von weißen Spitzen, von gestrikter Mouffelin, von Hermelin, runde Pelierinen von alten Pointe.« — Ferner: »Man bemerkt allgemein, daß die Marabouts-Federn die einzige Verzierung sind, die man zu Sammetkapoten angenommen hat.«

Paris. Eine Homöopathin! Darunter verstehen wir durchaus nicht eine Dame, die nur homöopathisch ist u. trinkt, schläft u. arbeitet, sondern eine, welche die Homöopathie praktisch ausübt, Recepte schreibt und wie versichert wird, die wunderbarsten Kuren bereits gemacht

hat. Und wer ist diese Dame? Niemand anders als die junge und liebenswürdige Gattin des alten Hahnemann, die sich in das System ihres berühmten Ehegatten so hinein gearbeitet hat, daß sie in Paris, wenigstens in der weit verzweigten Dandy-Welt, viel mehr zu thun hat, als ihr Gemahl. Die jungen Männer strömen schaarweise herbei, um sich von der reizenden Hand der Madame Hahnemann Recepte verschreiben zu lassen, und werden in der Regel von einem Herzweh befallen, gegen das auch die homöopathischen Streukügelchen nichts helfen!

Lokal-Beitrag.

Theatralisches. Am s. d. M. gastete Hr. Binder, von k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore als Robert in Meyerbeer's Oper. Herr Binder gehörte einst zu den Tenoristen ersten Ranges in Deutschland; jetzt ist er mit seinen Mitteln schon stark auf dem Rückwege, es fehlen seiner Stimme Klang und Kraft. Doch sehen wir, daß ihn seine Kunstbehefte nicht verlassen und er sich hie u. da zu halten weiß, wo die Natur ihm ihren Beistand verjagt. Dies erhellt auch Anerkennung der Kunstverständigen. — Von den Mitwirkenden verdienen Mad. Mint (Prinzessin), Mad. Baum (Alice) und Herr Hirsch (Bertram) gerechtes Lob. Hr. Pegg war auch nicht ohne Verdienst als Reimbaut. M.

— Hr. Stoll hat sich mit der Direction in Pesti wieder gereinigt und er bleibt. Auf wie lange ist nicht bekannt; doch scheint Hr. Stoll den alten Spruch weidlich zu beherzigen: „Ueberall ist's gut, zu Hause am Besten.“

— **Benefiz.** (Dien.) Künftigen Sonnabend kommt als Benefiz der hochbeliebten Lokalsängerin Dem. Emilie Kewie, Raimund's Gesangsprofesse: „der Diamant des Geistes erlöset“ zur Aufführung. Dieses unstreitig unterhaltendste Werk des in seiner Art unübertroffenen Dichters, ist schon seit Jahren auf dieser Bühne nicht gegeben worden und dürfte jetzt ein ganz frisches Interesse erregen, um so mehr, da die Direction Sorge getragen hat, es auf das Gelegentlichste und Zweckmäßigste in die Scene zu

setzen. Auch wird, auf vieles Verlangen, die Benefiziantin, das so beliebt gewordene Duodlibet mit dem Labolini-Walzer vom Kapellmeister Görgl (mit dem sie auch neulich in Pesth furore machte) im 1. Akte vortragen.

Musikalische s. Eine sehr talentvolle junge vaterländische Tonkünstlerin auf dem Piano macht sich jetzt bemerkbar. Es ist dies die 14-jährige *Wilhelmine Jby*, aus Groß-Kanisha gebürtig. Diese junge Virtuosa hat sich bereits an mehreren Orten mit dem größten Beifalle hören lassen und wird vielleicht auch bald hier Proben ihres erzeuhten Talentes öffentlich ablegen, was wir hier vorläufig anzeigen, u. worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden.

Strauß in Pesth. Wer ein echter Lebemann ist und überhaupt auf Fashion Anspruch machen will, darf keine Gelegenheit veräumen, das schöne Geschlecht à quatre spinglo bei brillanter Beleuchtung und rauschender Tanzmusik zu bewundern. Den Herzen der Schöpfung wird in beiden Nachbarstädten außer der Karnevalszeit dies Glück selten zu Theil, da es uns leider an Neunionen, wie sie bei Donnayer in Hising, bei der „Birn“ und an zehn andern Orten in Wien gehalten werden, gänzlich mangelt, und man daher einzig u. allein auf den kurzen Fasching beschränkt ist, um sich an dem schönen Anblik der Pesther Grazien, deren es zum Glücke mehr als drei gibt, zu weiden. — Die Damen ihrer Seite sind ebenfalls über die ungeschickte Einrichtung recht ungehalten, kaum haben die Solden ein Paar zierliche Franzosen getanzt, oder im tobenden Zweischritt eine Attaque des wilden Beeres nachgeahmt, puff! ist auch schon der Rhythmus vor der Thür, die Säle werden leer, die Geigen verstummen — und wie oft wäre nur ein einziger Ball noch nöthig gewesen, um sich einen Lebensgefährten, einen süßen Gatten, oder überhaupt einen Jemand zu erwerben, der die ungeschickten Cont's der Puzmacherin und des Kleiderkünstlers zu tilgen bereit gewesen wäre. Um daher dem stillen Wunsch der Frauenherzen auch außer der Faschingszeit tanzen zu können, zu begnügen, ließ Pächter Emmerling Hrn. Strauß

sammt seiner trefflichen Gesellschaft mittelst Dampfkraft von Wien herabzaubern, und veranstaltete in unsern magnifiquen Redoutensälen am 17. d. M. einen durch Eleganz und Geschmak sich auszeichnenden Maskenball, für welche Aufmerksamkeit Herr Emmerling durch zahlreichen Zuspruch klingend belohnt wurde. — Um halb neun Uhr betrat ich den Saal, mein erster Blik war auf das Orchester gerichtet — da stand das schwarze Männlein, das durch die netzlichen belebenden Klänge, die es seiner Violine entlockt, Musard in Paris besiegte, und John Bull in seiner ganzen Gesamtheit begeisterte, dafür aber auch in einem auswärtigen Blatte den Namen eines neuen Deyheus sich erwarb, vor dem Herr Strauß, meiner Ansicht nach, einen großen Vorprung hat, da jener altgriechische Leiermann durch seine Faubertöne alle wilden Bestien der Wüste herbeilockte, der Spert-Paganini aber die gebildete, eleganteste Gesellschaft der größten Hauptstädte nach seiner Pfeife tanzen läßt. Ananas hatte ich die Idee, an die werthe Versammlung eine Rede zu halten, ich wollte wie folgt beginnen: „Mes Compatriots“ und weiter fortfahren: „Songer que du haut de l'Orchestro Monsieur Straus vous contemple“, da fiel mir aber bei, daß das Redehalten heutzutage ein undankbares Geschäft ist, denn oft wird man grundlos widerlegt, meist aber gar nicht verstanden, darum ließ ich den Gedanken fallen und musterte die Gesellschaft. — An hübschen, ja sogar schönen Gesichtern fehlte es keineswegs. — Die Masken, für den November sehr zahlreich, stumm oder geistlos, das Beste waren die lustigen Köche. — Von den vor dem Beginn des Balls produzierten Musikern verdient die mit Muratessa und überraschendem Zusammenwirken eretutierte Duetture zu Lindpaintners „Genevieve“, ebenso wie die allerliebsten Quadrillen, die wiederholt werden mußten, lobende Erwähnung. Sehr überraschend war auch das wunderliche Duo des Hrn. Stark. Von den Walzern verdienen die Donautlieder den ersten Preis. — Die Gesellschaft war vergnügt u. zufrieden, und erwartet gewiß mit Ungeduld die weiten Feste, die Strauß Anwesenheit ins Leben rufen wird. D.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 27.

Redakteur: **Sam. Rosenthal.** — Verleger: **F. Wiesen's Witw. u. S. Rosenthal.**

Halbjähr
5 fl. u.
des W

91

nächst
»Nur
für Na
Sie,
»Lassen
Nach
triftig
Engla
fahren
stamen
tigen
mögen
mögen
Das
Dover
Schli